

POLENBILDER IN MONIKA MARONS *PAWELS BRIEFE* UND KATJA PETROWSKAJAS

VIELLEICHT ESTHER

by

PAULINA ELŻBIETA WAŁDOCH

(Under the Direction of Brigitte Rossbacher)

ABSTRACT

Postmemory plays an important role in the depiction of modern Poland in contemporary German literature. While a number of authors have written on this topic, the autobiographical works of Monika Maron and Katja Petrowskaja are exemplary models of the application of postmemory in literature. In my thesis, I will analyze Monika Maron's *Pawels Briefe* (1998) and Katja Petrowskaja's *Vielleicht Esther* (2014). Both authors are influenced by the loss of family members during the Holocaust. In their works, they attempt to reconstruct their families' histories. Maron's and Petrowskaja's narrators travel to various cities in Poland in order to gain a better understanding of their families' histories. During these journeys, they visit memorial sites, archives, libraries and converse with Poles. The goal of my thesis is to analyze the differences between their perceptions of Poland and the origin of these differences.

INDEX WORDS: Postmemory, Holocaust

POLENBILDER IN MONIKA MARONS *PAWELS BRIEFE* UND KATJA PETROWSKAJAS

VIELLEICHT ESTHER

by

PAULINA ELŻBIETA WAŁDOCH

MA, University of Szczecin, Poland, 2011

MA, University of Rostock, Germany, 2015

A Thesis Submitted to the Graduate Faculty of The University of Georgia in Partial Fulfillment
of the Requirements for the Degree

MASTER OF ARTS

ATHENS, GEORGIA

2017

© 2017

Paulina Elżbieta Wałdoch

All Rights Reserved

POLENBILDER IN MONIKA MORONS *PAWELS BRIEFE* UND KATJA PETROWSKAJAS

VIELLEICHT ESTHER

by

PAULINA ELŻBETA WALDOCH

Major Professor: Dr. Brigitte Rossbacher
Committee: Dr. Martin Kagel
Dr. Alexander Sager

Electronic Version Approved:

Suzanne Barbour
Dean of the Graduate School
The University of Georgia
May 2017

DEDICATION

Ich widme die Arbeit meiner Familie, die seit Jahren geduldig auf mich in Polen wartet.

ACKNOWLEDGEMENTS

Ich möchte mich bei Dr. Rossbacher für Ihre Unterstützung beim Schreibprozess und den Zeitaufwand herzlich bedanken. Ich danke auch den Mitgliedern meines Komitees für hilfreiche Hinweise und allen, die bei der Gestaltung der Arbeit in diverse Weise geholfen haben.

TABLE OF CONTENTS

	Page
ACKNOWLEDGEMENTS	v
CHAPTER	
1 EINLEITUNG.....	1
2 GEDÄCHTNIS UND POSTMEMORY.....	3
3 REISE NACH POLEN UND DIE EINDRÜCKE AUS DEM LAND: OSTRÓW, KURÓW, WARSCHAU UND KALISZ.....	6
4 DIE REISE UND DIE IDENTITÄTSFRAGE.....	21
5 OBJEKTE DER ERINNERUNG	27
6 SCHLUSSBEMERKUNGEN	35
REFERENCES	39

1. EINLEITUNG

Seit den 90er Jahren werden viele Erinnerungsromane in Deutschland veröffentlicht, in denen die Länder Osteuropas thematisiert werden. Polen, eines der Nachbarländer Deutschlands, spielt hier eine besondere Rolle. Die Verschiebung der deutsch-polnischen Grenze als Folge des Zweiten Weltkriegs hat verursacht, dass viele deutsche Familien ihren Heimatort verlassen mussten. Nach der Wende und Wiedervereinigung Deutschlands und der Sicherung der deutsch-polnischen Grenze haben eine Vielzahl von Autoren Erinnerungstexte geschrieben; viele von ihnen reisten nach Polen, um ihren Familiengeschichten näher auf den Grund zu gehen.

Monika Maron, eine deutsche Schriftstellerin und Journalistin, die sich unter anderem in ihren Werken kritisch mit der DDR auseinandersetzt, ist eine von ihnen. Ihr polnisch-jüdischer Großvater starb während des Holocaust in einem Ghetto in Polen. Auf der Suche nach den Spuren ihrer Großeltern besuchte Maron zwei polnische Städte. Im Jahr 1999 erschien ihr Buch, *Pawels Briefe*, in dem sie ihre Reise beschreibt. Einen wichtigen Beitrag zu der deutschsprachigen Erinnerungsliteratur leistet auch die ukrainische Autorin Katja Petrowskaja. Wie Maron hat Petrowskaja jüdische Vorfahren, die im Holocaust ermordet wurden. Größtenteils durch Reisen nach Polen entdeckte sie neue Teile ihrer Familiengeschichte, die sie in ihrem 2014 erschienenen Buch *Vielleicht Esther* beschreibt. Die Gemeinsamkeiten und die Unterschiede zwischen den jeweiligen Polenbildern in den beiden Werken werden in dieser Arbeit analysiert.

Beide Erinnerungstexte beweisen, dass die Suche nach den verlorenen, oft nicht thematisierten Teilen der Familiengeschichte ein sehr langwieriger Prozess sein kann. Auf der Suche sind viele Hindernisse zu bewältigen. Zum Beispiel gingen viele Dokumente verloren und

viele Erinnerungsorte¹ existieren nicht mehr. Sehr oft ist aber auch die zwischen den Generationen existierende Kommunikation unterbrochen. Die oft widersprüchlichen oder lückenhaften Informationen von anderen Familienmitgliedern fördern eine Suche nach neuen Quellen, die sehr oft mehr Fragen aufwerfen als Antworten geben. In dieser Arbeit wird beschrieben, welche Rolle Polenbilder im gesamten Kontext der Erinnerung haben. Eine Reise ist nur ein einziger Teil von der Recherche. Sie ermöglicht neue Gespräche, Besuche von Erinnerungsorten oder Archiven und die Entdeckung neuer Familienmitglieder. Bei der Suche kommen Maron und Petrowskaja ähnlich voran. Beiden gelingt es nicht, alle Antworten auf ihre Fragen zu finden. In der Arbeit versuche ich herauszuarbeiten, warum die Suche scheitert.

Maron und Petrowskaja besuchen beide mehrere Orte in Polen, aber sie präsentieren sehr unterschiedliche Polenbilder. Man muss sich fragen, wie die Perspektive auf das gleiche Land so unterschiedlich ausfallen kann. Warum sind die Polenbilder anders? Hat es etwas mit der nationalen Identität der Autoren zu tun? Sowohl bei Maron als auch bei Petrowskaja setzen sich die stark autobiografischen Protagonistinnen nicht nur mit der eigenen Herkunft sondern auch mit der eigenen Identität auseinander. Diese Auseinandersetzung, die als Nebenwirkung der Recherche angesehen werden kann, bestimmt letztendlich beide autobiographische Werke.

Meine Arbeit hat folgende Struktur: Zuerst werden die Begriffe „Erinnerung“ und „Gedächtnis“ erklärt. Im Anschluss wird die Kategorisierung des Gedächtnisses von Aleida Assmann vorgestellt. Danach wird der Begriff *Postmemory* von Marianne Hirsch analysiert. Die beiden Erinnerungstexte werden unter unterschiedlichen Aspekten analysiert und verglichen mit dem Schwerpunkt auf der Reise nach Polen und den Polenbilder, die in den Werken präsentiert werden. Die polnischen Stereotype werden vorgestellt, und es wird erklärt, welche Rolle sie in den

¹ Als „Erinnerungsorte“ werden in dieser Arbeit Orte der Erinnerung in der Familie bezeichnet.

Werken spielen. Abschließend werden in der Arbeit die Identitätsfrage und die Objekte der Erinnerung und deren Rolle im Erinnerungsprozess analysiert.

Es wurden bereits zahlreiche Bücher und Artikel zum Thema „Erinnerung“ in deutschen Familienromanen geschrieben. Zu den wichtigsten Quellen aus der Sekundärliteratur, die in dieser Arbeit für den theoretischen Teil verwendet werden, gehören: „Zwischen Geschichte und Gedächtnis“ von Aleida Assmann, sowie *Family Frames* und „The Generation of Postmemory. Writing and Visual Culture after the Holocaust“ von Marianne Hirsch. Zu den wichtigsten Artikeln zu Monika Marons *Pawels Briefe* gehört unter anderem „Erinnerung und Reflexion: Lebenskonstruktion im Prosawerk Monika Marons“ von Katharina Boll. Zwei Artikel sind für die Analyse des Polenbildes in *Pawels Briefe* besonders hilfreich: „Die Reise nach Polen in Jeanette Landers *Die Töchter* und Monika Marons *Pawels Briefe*“ von Margaret Maliszewska und „Holocaust Memory between Cosmopolitanism and Nation-Specificity: Monika Maron’s *Pawels Briefe* und Jaroslaw Rymkiewicz *Umschlagplatz*“ von Joanna Stimmel. In beiden Artikeln wird das Bild Polens in *Pawels Briefe* mit dem in anderen deutschen Werken verglichen. Zu Katja Petrowskajas *Vielleicht Esther* ist bisher deutlich weniger Sekundärliteratur erschienen, da das Buch erst im Jahre 2014 erschienen ist. Es sind aber viele Interviews mit der Autorin und viele Rezensionen des Buches vorhanden.

2. GEDÄCHTNIS UND POSTMEMORY

Aleida Assmann gibt folgende Definition des Begriffs „Erinnerung“: „Erinnerung sind die einzelnen und disparaten Akte der Rückholung oder Rekonstruktion individueller Erlebnisse und Erfahrungen“ (Assmann 35). Assmann betont auch, dass das, was zuvor nicht erlebt oder erfahren

wurde, später nicht erinnert werden kann.² Das Gedächtnis ist für sie der „Kollektivbegriff für angesammelte Erinnerungen“ (38). Assmann unterteilt das Gedächtnis in drei Typen: das kommunikative, kollektive und kulturelle Gedächtnis.³ Das kommunikative Gedächtnis ist das Kurzzeitgedächtnis der Gesellschaft. Durch regelmäßige Interaktion und geteilte Erfahrungen entsteht ein Generationsgedächtnis. Die Erinnerungen werden vom Individuum auf die Generationen übertragen (36-37). Das kollektive Gedächtnis ist die nächste Ebene nach dem kommunikativen Gedächtnis. Dieses Gedächtnis zeichnet sich durch starke Vereinheitlichung aus. Als Beispiel gibt Assmann hier das Täter- und Opfergedächtnis an(42-44). Das kulturelle Gedächtnis liegt oberhalb des kommunikativen und kollektiven Gedächtnisses und stützt sich auf Medien und Institutionen, die die Erinnerungen archivieren. Es ist ein soziales Langzeitgedächtnis (49).

Carsten Gansel betont, dass im Rahmen des kulturellen Gedächtnisses die Erinnerung durch unterschiedliche Medien vermittelt wird, wie z.B. „Ausstellungen, Gedenktage, Filme oder den Geschichts- und Deutschunterricht.“ Die Deutschen werden durch diese Medien in der Jugend mit der nationalsozialistischen Vergangenheit konfrontiert (Gansel 19). Es ist ein Teil der in Deutschland geprägten Politik der Vergangenheitsbewältigung. Durch Besuche in Archiven, Bibliotheken und Gedenkstätten entdecken die Protagonistinnen in beiden Erinnerungstexten einen wichtigen Teil ihrer Familiengeschichten. Es ermöglicht ihnen aber auch zu sehen, was sie nicht wissen können, was dazu führt, die Familiengeschichte in einem größeren, geschichtlichen Kontext zu sehen.

² Ein Typ von Erinnerung von Geschehen, die nicht persönlich erlebt wurden, ist *Postmemory*. Der Begriff wird weiter in der Arbeit erklärt.

³ Alleida Assmann benutzt hier die Einteilung von Jan Assmann.

Eine andere, komplementäre Kategorisierung des Gedächtnisses, die in der Analyse von *Pawels Briefe* und *Vielleicht Esther* hilfreich ist, ist die Unterscheidung zwischen dem „menschlichen“ und dem „künstlichen“ Gedächtnis. Das menschliche Gedächtnis ist das, woran wir uns erinnern können. Boll schreibt, dass „künstliche Gedächtnisse“ Informationen über die Vergänglichkeit des natürlichen Gedächtnisses eines Menschen hinaus speichern (Boll 92). Beispiele davon sind Fotografien und Briefe. Sie fungieren als Erinnerungsstützen, indem sie das menschliche Gedächtnis unterstützen und das Trauma an die nächste Generation übermitteln (92). Gefundene Objekte des Gedächtnisses können Erinnerungen auslösen. Sie sind besonders wichtig, wenn kein menschliches Gedächtnis besteht, weil man etwas nicht persönlich erlebt hat. Dies deutet auf den nächsten wichtigen Begriff hin: *Postmemory*.

Marianne Hirsch prägt in ihrem Buch *Family Frames* und u.a. in dem Artikel, „The Generation of Postmemory. Writing and Visual Culture after the Holocaust,“ den Begriff *Postmemory*, der sich auf die Erinnerungsliteratur bezieht. *Postmemory* ist eine verzögerte, indirekte und sekundäre Erinnerung (*Family Frames* 13). Hirsch gibt folgende Definition des Begriffes: „Postmemory describes the relationship of the second generation to powerful, often traumatic, experiences that preceded their births but that was nevertheless transmitted to them so deeply as to seem to constitute memories in their own right“ („The Generation“ 103). Laut Hirsch ist es möglich, ein Trauma auf andere Generationen zu übertragen. Sie betont, dass ein Trauma erinnert und reaktiviert werden kann und von vielen Autoren, die zu der nächsten Generation gehören, beschrieben werden kann (104-105). Das wichtigste Medium, das die Erinnerungen überträgt, ist die Fotografie (103). Fotos dienen oft als ein Auslöser für die Erinnerung der nächsten Generationen.

Laut Hirsch markiert *Postmemory* einen „particular end-of-history / turn-of-century moment of looking backward rather than ahead and of defining the present in relation to a troubled past rather than initiating new paradigms” (*Family Frames* 22). Obwohl Hirsch den Begriff *Postmemory* in Bezug auf die Beziehung zwischen den Überlebenden des Holocaust geprägt hat, betont sie, dass er auch nützlich ist, um die anderen traumatischen Erinnerungen der nächsten Generationen zu bezeichnen (22). Seit den 90er Jahren setzten sich viele Autoren, wie Maron und Petrowskaja, mit der Familiengeschichte auseinander und „erleben“ die Traumata ihrer Vorfahren. Hirsch sieht *Postmemory* als eine Struktur von inter- und transgenerationalen Übertragungen von traumatischem Wissen und Erfahrungen. Sie ist eine Konsequenz von traumatischen Erinnerungen („The Generation“ 106). *Postmemory* unterscheidet sich von Erinnerung durch die zeitliche Distanz und von der Geschichte durch die persönliche Verbindung. (*Family Frames* 23).

3. REISE NACH POLEN UND DIE EINDRÜCKE AUS DEM LAND: OSTRÓW, KURÓW, WARSCHAU UND KALISZ

Die Erzählerinnen in *Pawels Briefe* und *Vielleicht Esther* reisen in verschiedene polnische Städte, die in ihren Familiengeschichten eine wichtige Rolle gespielt haben. Sie besuchen die Orte, wo ihre Vorfahren gelebt haben, und versuchen dort Informationen zu finden, die ihnen ermöglichen sollen, die Lücken in dem Familiengedächtnis zu füllen. Um ihren Familienstammbaum zu vervollständigen, besuchen sie diverse Institutionen, wo sie den Zugang zu der Dokumentation über ehemalige Bewohner der Städte bekommen. Sie sind auch auf der Suche nach Erinnerungsorten, wie Häusern, wo ihre Familienmitglieder gelebt haben, oder Friedhöfen, wo ihre Verwandten begraben wurden. Sie machen lange Spaziergänge und

beschreiben ihre Eindrücke. Während ihrer Erkundung Polens treffen sie viele Menschen, mit denen sie Gespräche führen und sich beispielsweise über den Umgang mit der jüdischen Geschichte im Nachkriegspolen informieren. Das alles schafft ihr Polenbild. Hier spielen auch polnische Stereotype eine Rolle, die besonders in *Pawels Briefe* sichtbar werden.

Pawel Zimniak bemerkt, dass in der Erinnerungsliteratur generell sehr oft nationale Stereotype thematisiert werden. In seinem Artikel „Literarische Polenbilder in der deutschen Nachkriegsliteratur: Zur Raumperformativität zwischen dem Eigenen und dem Fremden“ führt Zimniak jene Stereotype auf, die für Polen charakteristisch sind, wie das Opfer-Stereotyp. Stereotype sind Verallgemeinerungen, die mit der konstruierten „Vorstellung über das Eigene und das Fremde“ verbunden sind (Zimniak 238). Es besteht eine Verbindung zwischen „literarisch konstruierten Eigen- und Fremdbildern und den so genannten ‘Nationalcharakteren‘“ (238). Die stereotypen Vorstellungen sind „schwer beeinflussbar und damit von langer Dauer“ (238). Zimniak betont, dass nationale Stereotype im historischen und politischen Kontext entstehen und in diesem Kontext auch reflektiert werden sollten. Die Stereotype sind mit fiktionalen Elementen verbunden und dürfen nicht mit dem Erfahrungswissen verwechselt werden (238). Auf diese Theorie beziehen sich Maliszewska und Stimmel, die sich in ihren kritischen Analysen mit Marons *Pawels Briefe* befassen. Sie sind der Meinung, dass bei Maron dieser gesamtgeschichtliche Kontext fehle. Dagegen wird in *Vielleicht Esther* die Familiengeschichte kontextualisiert und die Stereotype, wie z.B. der angebliche polnische Antisemitismus, als Folge der polnischen Geschichte dargestellt.

Eines der von Zimniak genannten polnischen Stereotype, das in der Literatur zu finden ist, ist das „Opfer-Stereotyp“ (239). Wegen der schwierigen Geschichte sieht sich ein Teil der polnischen Bevölkerung als Opfer. Das Land stand viele Jahre unter Fremdherrschaft. In beiden

Weltkriegen war das Schicksal Polens sehr tragisch und das Land wurde größtenteils zerstört. Die Polen sehen sich daher oft als Märtyrer in der Geschichte. Dies lässt sich in Monika Marons *Pawels Briefe* wiederfinden. Maron thematisiert Gespräche mit unterschiedlichen Menschen in Polen, die sich im Kontext des Zweiten Weltkriegs als Opfer betrachten. Das Gespräch über den Zweiten Weltkrieg lenken sie auf die Kriegsschuld der Deutschen. Über ihre eigene mögliche Schuld wollen sie nicht reden. Beispiele davon sind die Fußgänger oder die Bibliothekarin, die die Erzählerin in Polen trifft. Maron deutet damit auf den angeblichen Antisemitismus von Polen hin, die über das Schicksal der Juden nach dem Zweiten Weltkrieg nicht reden möchten.

Im Gegensatz zu der Meinung, dass *Pawels Briefe* durch nationale Stereotype geprägt ist, schreibt Lothar Bluhm über die „Poetik der Erinnerung“ in Marons Buch, dass diese eine Dekonstruktion nationalkultureller und anderer Stereotype und Klischees in der Literatur aufzeige (Bluhm 39). Er betont, dass man bei Maron eine Abkehr vom Polen-Stereotyp finden kann, und dass „in *Pawels Briefe* eine augenfällige Dekonstruktion nationalkultureller Stereotypisierung und Klischeeisierung zu fixieren [ist]“ (39). Als Beispiel nennt er „spezifische Hybridisierungen“ in der Familiengeschichte, die als Vielschichtigkeit verstanden werden können. In *Pawels Briefe* vermischen sich die Nationalitäten. Es gibt auch komplexe Reflexionen und eine „narrative Entwicklung der Großvaterfigur im Rahmen der Familiengeschichte“ (39). Der Großvater der Erzählerin ist eine hybride Figur. Das zeigt sich am Beispiel von seiner Geburtsurkunde, wo unterschiedliche Namen wie Schloma und Schljama auftauchen. Dies ist verbunden mit der deutsch-russischer Übersetzung des Dokumentes, bei der der Name des Großvaters der Erzählerin unterschiedlich geschrieben wurde. Zuhause wurde er aber Pawel oder Paul genannt. Ambivalent ist zusätzlich seine Konfession. Als geborener Jude konvertierte Pawel zum Baptismus. Seine Frau war eine auch zum Baptismus konvertierte polnische Katholikin. Weiterhin wird Pawels politische

Überzeugung als Kommunist durch die Erzählerin in Frage gestellt, weil diese zu den anderen Aspekten wie der seines Glaubens nicht passt. Bluhm bemerkt, dass Pawel „in seiner gesamten Konturierung eine Entgegensetzung zu jedweder gängigen nationalkulturellen Stereotypisierung und Klischeeisierung“ ist (Bluhm 40). Er meinte, dass die Figur des Großvaters als „Bezugspunkt für eine Offenheit und Toleranz abzielende Erinnerungsarbeit [fungiert]“ (47). Bluhm erwähnt jedoch keine anderen Beispiele für Stereotype in *Pawels Briefe*. Er konzentriert sich auf die Figur des Großvaters und seine Charakteristik. Obwohl Pawel als eine Person weit von allen Stereotypen beschrieben wird, ist die Beschreibung der Erzählerin des gegenwärtigen Polens mit vielen negativen Stereotypen verbunden. Deswegen ist die Aussage, dass in *Pawels Briefe* eine Abkehr von Stereotypen zu finden ist, zu weitgehend.

Maliszewska und Stimmel nennen viele stereotypische Ansichten über Polen, die in *Pawels Briefe* zu finden sind und zeigen Beispiele auf, die beweisen sollen, dass das dargestellte Polenbild negativ ist. Maliszewska schreibt, dass in *Pawels Briefe* Polen als jüdischer Gedächtnisort versage (Maliszewska 225). Die Orte des jüdischen Lebens und der jüdischen Kultur wurden, zusammen mit den Menschen, vernichtet und vergessen. Dies sehen wir in *Pawels Briefe* am Beispiel des von der Erzählerin gesuchten jüdischen Friedhofs. Er ist verschwunden und an seiner Stelle steht nur ein Haus. Wahrscheinlich weiß niemand, dass drunter Leute begraben wurden (*Pawels Briefe* 31). In *Vielleicht Esther* gibt es ein ähnliches Motiv. Ein jüdischer Friedhof wurde zerstört und die Grabsteine als Straßenpflaster benutzt (*Vielleicht Esther* 135). Maliszewska schreibt, dass „Wenn die Bevölkerung deportiert, ermordet oder vertrieben wird, und wenn die Zeitzeugen aussterben, dann ist auch die Erinnerung an bestimmte Orte nicht mehr möglich. Ohne menschliche Erinnerung löst sich auch das Gedächtnis der Orte auf“ (Maliszewska nach Assmann 299). Dieses Verschwinden der Orte ist mit den stereotypen Vorstellungen über den Antisemitismus in Polen

verbunden. Maron deutet in *Pawels Briefe* darauf hin, wenn sie Kritik gegenüber dem Nachkriegspolen äußert. In Polen wurden die jüdischen Erinnerungsorte nach dem Zweiten Weltkrieg vernachlässigt. In *Pawels Briefe* finden wir dazu keine Erklärung. Was aber das Vergessen der Erinnerungsorte verursacht hat, ist die Politik im kommunistischen Polen, die zur Zerstörung vieler Orte geführt hat. In *Vielleicht Esther* findet die Erzählerin auch kaum Spuren der jüdischen Kultur, die vor dem Zweiten Weltkrieg in vielen polnischen Städten blühte. Die Juden wurden vergessen und die Erinnerungsorte vernichtet.

Marons Erzählerin fährt mit ihrer Mutter und ihrem Sohn nach Polen. Sie besuchen zwei Orte. Im ersten, Ostrów Mazowiecka, wurde Pawel geboren. Er hat dort 20 Jahre gelebt und hat danach aus unbekanntem Gründen seine Familie verlassen. An vielen unterschiedlichen Orten der Stadt suchen die Reisenden Informationen über ihn und seine Familie. Sie sind in der Stadtbibliothek, wo „eine blonde Frau von Mitte Dreißig sich als *unerwartet* hilfreich und freundlich erwies“ (*Pawels Briefe* 103).⁴ (Hier sehen wir, dass die Erzählerin in Polen eher Leute erwartet, die nicht hilfsbereit sind. Dies deutet die negative Einstellung gegenüber den Polen in *Pawels Briefe* an. Die Reisenden finden in der Bibliothek jedoch nur ein paar Broschüren, die nicht viele Informationen zu der jüdischen Geschichte der Stadt enthalten. Sie sehen sich auch das jüdische Sterberegister aus den Jahren 1947/48 an und finden dort den Familiennamen Iglarz. Für die Erzählerin ist dies eine Bestätigung, dass sie „zu recht in Ostrów suchten.“ Sie freut sich über jede kleine Spur. Die Bibliothekarin sagt den Reisenden, dass sie wissen sollten, dass die Polen erschossen wurden, wenn sie Juden während des Zweiten Weltkriegs versteckten (*Pawels Briefe* 104). Dies deutet darauf hin, dass sie das Verhalten der polnischen Bevölkerung rechtfertigen wollte, die den Juden nicht geholfen haben, weil sie sich selbst in großer Gefahr befanden.

⁴ Hervorhebung durch den Verfasser.

Später gehen die Reisenden in die Ostrower Kirche, um mit dem dortigen Priester zu reden, der angeblich eine Arbeit über die Geschichte der Juden in Ostrów geschrieben hat. Den Priester haben sie aber nicht erreicht und sie sprechen nur mit seiner Hauswirtin, die die „Feindseligkeit wie Weihwasser seinen Duft [verströmte]“ (106). Sie informiert die Reisenden, dass der Priester erst seit drei Jahren in der Gemeinde ist und von daher nicht viel über die Geschichte Ostróws wissen kann. Als der Priester von seiner Reise nach Warschau zurückkommt, informiert er die Erzählerin, dass er für sie keine Zeit finden kann. Dies ist eines von mehreren Beispielen von Polen, die keine Hilfsbereitschaft zeigten.

Die Reisenden versuchen in einem Gymnasium weitere Informationen zu finden, weil die Erzählerin dachte, dass ein Gymnasium „auch für die Geschichte der Stadt zuständig“ sei (105). Sie treffen sich mit dem Direktor, der erzählt unter anderem von einem jüdischen Absolventen seiner Schule, der später nach Palästina auswanderte, aber sehr gute Beziehungen zu der Schule und der Stadt beibehielt. Weiterhin überreicht der Direktor den Reisenden ein Buch über das Verbrechen der Deutschen an russischen Kriegsgefangenen (106). Der Besuch bleibt ohne Erfolg, weil sie keine Informationen finden, die nützlich wären. Stattdessen bekommen sie Materialien über die Schuld der Deutschen im Zweiten Weltkrieg.

Beim Standesamt in Ostrów versucht die Erzählerin zu erfahren, wo sich das frühere Haus ihrer Großeltern befand. Ihr wird aber dort eine andere Stadt genannt, wo sie die Informationen finden sollte. Sie ist jedoch sehr skeptisch und bezweifelt, dass sie dort die Adresse bekommen kann, „da [ihr] schon in Berlin die Auskunftswilligkeit der Behörden prophezeit wurde“ (108). Des Weiteren wurde ihr mitgeteilt, dass „jüdische Nachkommen, die nach den Häusern ihrer Vorfahren fragen, Argwohn [erwecken]“ (108). Es stimmt, dass nach dem Zweiten Weltkrieg viele Polen Angst hatten, dass ehemalige Bewohner ihrer Häuser kommen und die Rückgabe des

Besitztums fordern würden. Dies hat sich aber 1990 nach der Schließung des Grenzvertrages zwischen Polen und Deutschland deutlich geändert. Auch der Eintritt Polens in die Europäische Union hat viele Ängste der Polen beseitigt. Trotzdem blieb in Deutschland die Ansicht bestehen, dass einige Polen immer noch Angst haben, dass sie durch die gezwungene Rückgabe ihre Häuser verlieren könnten.

Auf ihrer Reise spricht die Erzählerin mit vielen Bewohnern der Stadt. Sie bekommt Informationen über die Juden, die früher in Ostrów gelebt haben, aber dort nicht mehr wohnen. Sie sucht sogar im Telefonbuch nach dem Namen Iglarz und nach jüdischen Organisationen. Ihre Bemühungen scheitern. Die Stadt Ostrów war vor dem Krieg zu 60% jüdisch, während der Reise sehen sie aber, dass keine Juden dort geblieben sind und die, die dort vorher gelebt haben, von den Bewohnern vergessen wurden. Den jüdischen Friedhof, den sie suchen, gibt es nicht mehr. An dem Platz des ehemaligen Friedhofs haben sie „nur das unsinnige, weiße Haus“ gefunden (*Pawels Briefe* 41). Der Friedhof wurde von den Deutschen während der Besetzung Polens zerstört. Später haben die Polen in den 80er Jahren auf dem Platz das Haus gebaut. Stimmel schreibt, dass diese Beschreibung darauf hinweist, dass die Nazis die Juden in Ostrów ermordet haben und danach die Spuren davon durch die Zerstörung der Beweise zu verwischen versuchten. Die Polen haben ihrerseits nichts unternommen, um dies zu verhindern und die Erinnerung an die Opfer zu behalten. Damit haben sie selber zu dem Vergessen ihrer Nachbarn beigetragen (Stimmel 159). Stimmel meint, dass Maron damit zeigt, dass die Polen dazu beigetragen haben, dass die jüdische Geschichte aus der Stadt verschwindet. Wie schon oben besprochen, fehlt bei Maron der geschichtliche Kontext, der das größere Bild zeigen würde. Die Erzählerin in *Pawels Briefe* fragt sich nicht, warum dies in Polen passierte und ob dies auch eine Folge der sich im sozialistischem System ändernden Mentalität der Bewohner der Stadt sein könnte.

Einige von den Polen, mit denen die Reisenden gesprochen haben, haben auf die Frage über die Juden wenig Auskunft gegeben. Stattdessen sprechen sie über die Schuld der Deutschen. Dies ist mit dem von Zimniak genannten Opfer-Stereotyp verbunden. Ein Beispiel hiervon ist ein alter Mann, den die Erzählerin in Ostrów trifft. Er hat der Erzählerin gesagt, dass er keine Juden kannte und „die Deutschen damals viele erschossen [hätten], die anderen vertrieben, das hätte er erlebt, sagte er“ (*Pawels Briefe* 102). Hier ändert er das Thema und spricht über die Schuld der Deutschen. Er will überhaupt nicht über die Juden reden. Ein weiteres Beispiel ist die erwähnte Bibliothekarin aus der Stadtbibliothek in Ostrów, die das Verhalten der Polen rechtfertigt, die den Juden nicht geholfen haben (106). Stimmel betont, dass dies bedeute, dass Maron hier das Stereotyp von polnischem Antisemitismus und Xenophobie präsentiert. Sie wirft aber der Schriftstellerin vor, dass sie nicht berücksichtigt, dass dies eher ein Resultat von politischer Indoktrination und Zensur sei (Stimmel 160). Es fehlt das positive Bild von Polen, die der Erzählerin doch geholfen haben, wie die hilfreichen Mitarbeiter der Institutionen. Für Stimmel wird der Schwerpunkt des Buches auf den Mangel an Hilfsbereitschaft von Seite der Polen gelegt, was man in vielen Beispielen der Beschreibung Polens in *Pawels Briefe* findet. Zwar finden die Reisenden in Ostrów Hinweise auf die Familie, diese helfen aber nicht, mehr über die Familiengeschichte zu erfahren. Das einzige, was die Reisenden über Pawel erfahren, ist, „dass er aus einem armseligen Städtchen kommt“ (*Pawels Briefe* 109).

Die Erzählerin besucht auch eine andere Stadt – Kurów, den Geburtsort ihrer Großmutter Josefa. Ähnlich wie Ostrów wird Kurów negativ beschrieben. Für die Erzählerin ist Kurów der „schmucklose Ort“ (91). Auch hier werden die Reisenden mit dem „Vergessen der Orte“ konfrontiert (Maliszewska 234). Sie suchen nach dem Haus von Josefás Schwester, in dem Josefa und Pawel nach ihrer Ausweisung nach Polen drei Jahre gelebt haben. Die Suche nach den Spuren

der Familie ist wieder erfolglos. Mit Hilfe von Fotos finden sie weitere Verwandte, aber die können über Josefa und Pawel keine Auskunft geben. Maron schreibt über die Eindrücke der Erzählerin bei den Verwandten: „Ich wollte raus aus der ärmlichen Küche, in der es nach alten Leuten und nach altem Essen roch, ich wollte die einsamen, beängstigenden Schneidezähne in den Mündern meiner Verwandten nicht mehr sehen müssen“ (*Pawels Briefe* 93). Als die Erzählerin in das Haus kommt, ist sie über die Armut und den schlechten gesundheitlichen Zustand erschrocken, sogar angeekelt. Stimmel schreibt, diese gleichzeitig fremden aber auch verwandten Leute zerbrechen ihr „carefully constructed image of the distant homeland and her grandparents“ (Stimmel 161). Obwohl die Verwandten während des Zweiten Weltkriegs als Zwangsarbeiter auf einem deutschen Hof gearbeitet haben, beschwerten sie sich nicht über ihre Vergangenheit. Stimmel bemerkt, dass Maron sich damit nicht weiter auseinandersetzt und das Thema vom Schicksal der Polen während des Zweiten Weltkriegs nicht weiter erwähnt (161). Gleichzeitig weist sie mehrmals auf die negative Einstellung der Polen gegenüber den Juden hin und thematisiert den Antisemitismus (161).

Maliszewska meint, dass der Besuch der Orte die Verbindung der Erzählerin zu ihren Großeltern paradoxerweise unmöglich gemacht habe und das Ergebnis automatisch zu einem negativen Bild von Polen führe. Ihrer Ansicht nach bestehen Marons Eindrücke „aus negativen Klischees und Verfälschungen“ (Maliszewska 235). Obwohl in *Pawels Briefe* keine Verfälschungen zu finden sind, findet man dort Widersprüche. In der Einschätzung Polens übersieht Maron, laut Maliszewska, dass die meisten Polen bereit sind ihr zu helfen. Die Erzählerin trifft beispielsweise einen jungen Mann in Polen, der ihr Informationen über die Stadt gibt. Sie bezeichnet ihn als „freundlich,“ fügt aber hinzu, dass sie keinen anderen freundlichen Mann in Ostrów getroffen hat. Sie ist überrascht, dass er sympathisch ist (*Pawels Briefe* 41). Später in

Pawels Briefe gibt es aber Informationen über andere freundliche Polen in der Stadt, wie die schon erwähnte Bibliothekarin, was heißt, dass sie sich selbst widerspricht. Sie hat ein negatives Bild von polnischen Bewohnern, und jeder, der nett ist, ist nur eine Ausnahme, die das negative Bild, das sie von Polen hat, nicht weiter beeinflusst.

Anders präsentiert Petrowskaja das Polenbild in *Vielleicht Esther*. Die erste Reise der Erzählerin nach Polen und überhaupt ins Ausland machte sie im Jahre 1989. Sie verbringt dort sechs Tage, einen davon in Oświęcim. Sie erinnert sich, dass die Reisenden aus Kiew sich über unterschiedliche Themen unterhielten. Eines davon ist ein Laden bei dem Eingang zu dem Konzentrationslager, wo man Dinge kaufen könnte, die nichts mit der Gedenkstätte zu tun hatten. Jeder wollte dort billiges Silber kaufen. Auch die Protagonistin besorgt sich ein paar Silberketten, wofür sie sich auch teilweise schämt (*Vielleicht Esther* 58). Wir lesen hier eine Kritik über die Leute, die den Erinnerungsort nicht respektiert haben, aber es ist auch eine Kritik an den polnischen Gedenkstätten, die erlauben, dass solche Läden sich dort befinden. Auch interessant in diesem Abschnitt ist, dass die Erzählerin sich später an den Besuch des Lagers gar nicht erinnern kann. Sie weiß zwar, dass sie das Eingangstor mit der Reisegruppe durchschritten hat, aber sie weiß nicht mehr, was an dem Tag passierte. In der Erinnerungsliteratur wird dieses Motiv des Vergessens oft wiederholt. Die Bilder, die mit dem Besuch Oświęcims verbunden werden, sind aus der Erinnerung ausgelöscht. Vielleicht waren sie für die Erzählerin zu traumatisch. Man kann es mit dem Vergessen Hellas in *Pawels Briefe* vergleichen.

Der nächste Polenbesuch, der in *Vielleicht Esther* beschrieben wird, ist eine Reise nach Warschau. Es ist die Stadt, wo die Großmutter der Erzählerin, Rosa, 1905 geboren wurde. Die Reisende entdeckt die Stadt mit unterschiedlichen Sinnen: „alles roch anders“, schreibt sie. Sie spaziert in der Stadt herum, besucht jede Kirche und jeden Park. In der Beschreibung der

Stadtarchitektur personifiziert sie die Gebäude, die sie als „gesichtslose Hochhäuser“ mit „leeren Augenhöhlen“ beschreibt. Sie sieht viele zerstörte Gebäude. Das ganze Stadtbild entspricht nicht ihren Erwartungen. Sie schreibt: „das hatte ich mir in dieser Stadt nicht vorstellen können, in der Hauptstadt meines ersten Auslandes, Heimatstadt meiner Großmutter, auf den verwundeten, wehrlosen Häusern“ (*Vielleicht Esther* 74). Sie wundert sich selbst, warum sie diese Landschaft so intensiv beobachtet. In Warschau, „dieser einst jüdischsten Stadt Europas“, fühlt sie sich wie hypnotisiert und kann ihre Augen von den Bildern nicht abwenden (75). Damit deutet sie auf den großen Anteil der jüdischen Bevölkerung in Warschau vor dem Zweiten Weltkrieg hin. Sie weiß, dass die Stadt sich sehr verändert hat, und dass jüdischen Spuren dort jetzt nur noch vereinzelt zu finden sind.

Eins ihrer Buchkapitel nennt Petrowskaja ‘Polscha’ (Russisch für Polen). Als Kind empfand sie Polen folgendermaßen: „unser nächster Nachbar, auf Russisch Polscha, unsere Nachbarin, ein unerreichbares, schönes Ausland. Dort lebten anmutige Frauen, die Männer hatten Manieren, man glaubte dort an Gott, trotz oder dank des Kommunismus, vielleicht auch schon immer, und alle gingen in die himmelhoch gereckten gotischen Kirchen“ (91). Das positive Polenbild stammt aus der Sicht eines Kindes aus der Ukraine: „In Polen gab es sogar Kaugummi zu kaufen“ (91). Es ist eine Bewunderung des Nachbarlandes, der „weiblichsten Erscheinung der sozialistischen Welt,“ wie ihr Vater sagte. Sie war stolz, dass ihre Großmutter in Warschau geboren wurde und verkündete es oft. Sie schreibt: „Ich war stolz, als hätte ich selbst einen Hauch von polnischen Anmut, Manieren und Glauben [...]“ (91). Sie versteht aber, dass, als ihre Mutter geboren wurde, der Teil Polens wo sich Warschau befand, dem Russischen Imperium gehörte und die Familie jüdisch war. Ihr Stolz auf Polen war also kaum zu begründen. Als Erwachsene

entschuldigte sie sich für die Rolle Russlands in der schwierigen Geschichte Polens (92). Polen spielt eine sehr wichtige Rolle in ihrem Leben und sie hat einen emotionalen Bezug zu dem Land.

Der Vater der Erzählerin war in Polen, polnische Poesie, Bücher und den Klang der Sprache verliebt, aber seine Liebe hat sie verwirrt. Die Erzählerin meint, dass er um Polen „großherzig trauerte“ und nennt die tragischen Momente der Geschichte Polens wie den Warschauer Aufstand, die polnischen Teilungen und Katyń, die ihr Vater bedauerte: „Die polnische Tragödie schmerzte ihn, als dürfte er das eigene nur im Schmerz der anderen erkennen, in einer Art Übersetzung“ (92-93). Es ist für sie schwierig zu verstehen, wie er das Land so lieben kann, wenn dort die größte Tragödie der jüdischen Geschichte passierte. Sie betont, dass sich nicht nur ihr Vater, sondern auch viele seiner jüdischen Freunde aus Kiew sich zu Polen hingezogen gefühlt haben, obwohl sie darüber Bescheid wussten, was während des Krieges und in der Nachkriegszeit passierte, und wie mit den Überlebenden umgegangen worden ist. Sie schreibt: „Sie haben es den Polen niemals Übel genommen, denn sie hatten das andere Polen im Herzen, und als ich meinen Vater fragte, wie es möglich sei, dass sie Polen so hingebungsvoll liebten, wenn Polen sie nicht liebte, sagte er, Liebe muss nicht erwidert werden“ (93). In dem Fragment wird die eigentliche Kritik an Polen und dem Umgang mit der jüdischen Geschichte in der Nachkriegszeit sichtbar. Die Kritik ist jedoch sehr subtil und man muss zwischen den Zeilen lesen, um sie zu finden. Die Erzählerin benennt nicht genau, was die Juden aus Kiew Polen Übel nehmen könnten, aber man kann vermuten, dass es um den Umgang mit der jüdischen Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg geht oder um die Beteiligung einiger Polen an dem Holocaust. Dies lässt sich mit den Aussagen in *Pawels Briefe* vergleichen, jedoch sehen wir hier eine ganz unterschiedliche Interpretation der Geschichte.

Die Erzählerin reist nochmal nach Warschau, „das zwei Epochen zuvor existiert hatte“ (101). Sie nennt die Stadt eine der zerstörtsten Städte Europas. Sie beschwert sich über die Assoziationen mit den Worten „Juden“ und „Warschau“: „Es genügt, die Worte Warschau und Juden auszusprechen, und schon reden alle über das Ghetto, als ob es ein mathematischer Vorgang wäre, Warschau plus Juden gleich Ghetto. Ghetto sagen Historiker, Ghetto sagen meine Freunde, Ghetto bellt das Internet“ (102). Sie versucht beispielsweise im Internet zu recherchieren, um mehr über die Geschichte der Juden vor dem Zweiten Weltkrieg zu erfahren, aber alles was sie findet, handelt von dem Wort „Ghetto.“

Die Erzählerin geht an die Ulica (Straße) Ciepła und mithilfe einer Karte vom Warschauer Ghetto, sucht sie das Haus ihrer Großeltern. In dem Stadtteil, wo vorher das Ghetto war, sind jetzt ganz normale Geschäfte. Sie weiß, dass die Häuser zerstört worden sind, geht aber trotzdem hin und sucht danach. Sie erlebt die Stadt über die Gerüche, sie probiert das Essen und beobachtet: „Ich ging und ging und glaubte, die alten Häuser würden hervortreten und die Vergangenheit mir ihr Antlitz zeigen, aus Respekt vor meiner sinnlosen Mühe. Doch dafür ging es mir noch nicht elend genug“ (104). In einem Supermarkt studiert sie eine Karte vom Ghetto. Sie beobachtet die „gut bekleideten polnischen Bürger“ und sie wünscht sich, dass sie wüssten, was sie dort suche. Sie sind ihr sympathisch, und sie „wollte ihnen auch sympathisch sein“ (104).

Außer dem „Ghetto“ assoziieren die Touristen die Stadt Warschau mit dem Warschauer Aufstand von 1944. Genau wie die Liquidation des Ghettos war der Aufstand ein traumatisches Erlebnis, bei dem viele Leute starben (104). In der Warschauer Altstadt, die Petrowskajas Erzählerin besucht, gibt es an vielen Häusern Tafeln mit Informationen zu dem Warschauer Aufstand. Die Geschichte Warschaus vor dem Zweiten Weltkrieg ist dort jedoch nicht sichtbar: „Vor dem Krieg wurde in Warschau jüdisch geglaubt, gegessen, gesprochen, anders als im Kiew

meiner Kindheit. Nun wirkten die Spuren dieses Lebens wie Fremdkörper. Im Jahr 1939, als der Krieg begann, lebten eine Million Menschen in Warschau, neununddreißig Prozent davon Juden“ (*Vielleicht Esther* 105). Die Erzählerin ist erstaunt, dass man immer genau weiß, wie hoch die Zahlen waren. Die Zahl neununddreißig macht einen großen Eindruck auf sie. Es bedeutet, dass mehr als je dritte Person ein Jude war. Sie personalisiert die Opfer: „Bei Neununddreißig geht es nicht mehr um wir und die anderen, sondern um dich und deinen Nachbarn, dachte ich, um jeden zweiten oder dritten, um dich und um mich“ (105). Ähnlich wie in Ostrów in *Pawels Briefe* waren Juden ein großer Teil der Bevölkerung. Nach dem Krieg findet man aber nicht vielen Spuren dieser Vergangenheit. Die Erzählerin stellt sogar die Frage: Wie man „der Hälfte der Stadt gedenken“ soll? (105). Sie fragt auch, wie man noch hier leben kann, nach so einer Tragödie. Es ist für sie alles kaum zu begreifen.

Auf ihrer Suche besucht die Erzählerin in *Vielleicht Esther* das Jewish Genealogy & Family Heritage Center, ein großes Zentrum, wo Archivalien über die Juden gelagert werden. Hier findet sie nützlichere Informationen als die Erzählerin in *Pawels Briefe*. Eine Erklärung dafür könnte beispielsweise der Fakt sein, dass Warschau als eine Großstadt und als Hauptstadt Polens viel besser mit Archiven ausgestattet ist. In Kalisz, einer kleinen Stadt, findet die Erzählerin in *Vielleicht Esther* beispielsweise auch nicht viel. Die Suche in dem Zentrum in Warschau bringt schnell Ergebnisse; es hat nur zehn Minuten gedauert bis sie Namen ihrer Familienmitglieder gefunden hat. Die Mitarbeiterin meinte, dass die Erzählerin Glück hat, dass ihre Familie nicht aus Warschau stammte. Alle Warschauer Dokumente über die Bevölkerung wurden vernichtet. Die christlichen Bewohner wurden nicht nur beim Standesamt, sondern auch von der Kirche registriert, weshalb ihre Daten noch vorhanden sind. Die jüdische Bevölkerung ist dagegen aber nur einmal registriert worden, deswegen gibt es keine Dokumentation mehr (106-107). Sie beschreibt die

Tragik der Situation: „nicht nur waren die Menschen verschwunden, es haben sich auch kaum Hinweise erhalten, dass es sie jemals gegeben hat“ (107).

Über ihre Familie erfährt sie, dass sie aus der Stadt Kalisz stammt. Weitere sehr wichtige Informationen gibt es zu ihren Urgroßeltern, Zygmunt und Hella Krzywin. Zygmunt wurde während des Krieges nach Lublin deportiert und 1943 erschossen. Hella wurde nach Treblinka deportiert und starb 1942 (107-108). Sie wusste schon, dass ihre Warschauer Verwandten den Zweiten Weltkrieg nicht überlebt haben, aber die Informationen aus den Akten haben es endgültig bestätigt.

Eine andere Stadt, die die Erzählerin in *Vielleicht Esther* besucht, ist Kalisz – die Stadt aus der ihre Familie kommt. Sie nennt es eine „Reise zum Ursprung“ (128). Sie schreibt, dass ihre Suche nach den Spuren der Familie „seit langem zur Sucht“ (132) geworden war. Es ging ihr nicht mehr darum, etwas Konkretes zu finden sondern eher um die Suche selbst, um den Prozess. Sie will etwas aus der Stadt mitnehmen, auch wenn es nur Eindrücke wären (132). Sie hat eine lange Liste mit Adressen, die sie besucht und sie fotografiert viele Gebäude. Sie fühlt sich von der Vergangenheit betrogen, weil sie die ganze Zeit etwas anderes findet, als sie erwartet (133).

Von ihrer Stadtführerin erfährt die Erzählerin mehr über die Geschichte der Juden in Kalisz. Sie zeigt ihr einige Straßen, wo das Straßenpflaster aus Grabsteinen vom alten jüdischen Friedhof bestand. Während des Krieges, als es keine Juden mehr in Kalisz gab, wurden die jüdischen Grabsteine in Quadrate zersägt und auf die Straße gelegt. Die Rückseite war oben, damit niemand sehen konnte, dass es Grabsteine waren. Ein paar Jahre vor dem Besuch der Erzählerin in der Stadt wurde in Kalisz eine neue Leitung gelegt. Beim Zurücklegen der Steine wurde nicht aufgepasst, wodurch einige hebräischen Buchstaben sichtbar wurden (135). Die Erzählerin will nicht, dass die Bewohner von Kalisz es wissen und dass „sie dabei an die fremden Toten denken,

als würden sie damit Zinsen bezahlen für ihr Leben“ (136). Sie fühlt keinen Groll gegenüber den polnischen Staatsbürgern.

Die Reiseeindrücke in *Pawels Briefe* und *Vielleicht Esther* sind unterschiedlich. Obwohl beide Erzählerinnen nicht alles finden, was sie suchen, sind ihre Einstellungen zu dem Land differenziert. In den besuchten Städten gibt es kaum Spuren der Juden, die vorher dort gelebt haben. In *Pawels Briefe* ist die Erzählerin deswegen sehr enttäuscht. Sie hatte mit der Reise hohe Erwartungen verbunden. Die Kritik an Polen wird hier deutlich sichtbar und das Bild der Menschen ist zumeist negativ. Sie findet weder Informationen noch Erinnerungsorte. Obwohl die Erzählerin in *Vielleicht Esther* auch nur wenige ihrer Ziele erreichte, ist für sie die Suche selbst spannend. Sie entdeckt neue Verwandte und Fakten über ihre Familie, wobei nicht alles sehr erfreulich ist. Man kann sagen, dass ihre Suche erfolgreicher ist. Ein anderer wichtiger Aspekt besteht auch in der Suche nach der eigenen Identität, die bei beiden Erzählerinnen eine wichtige Rolle spielt.

4. DIE REISE UND DIE IDENTITÄTSFRAGE

Die Reisen nach Polen, die in *Pawels Briefe* und *Vielleicht Esther* beschrieben werden, sind folgenreich. Die Erzählerinnen der beiden Werke rekonstruieren nicht nur Teile ihrer verlorenen Familiengeschichte, sondern beschäftigen sich auch mit ihrer Identität. Sie stellen sich neue Fragen zu ihrer eigenen Herkunft und ihrer nationalen Zugehörigkeit. Sie entdeckten neue Fakten, durch die sie ihre Ansichten ändern; zum Beispiel erfahren sie von neuen Verwandten, die sie vorher nicht kannten.

Der Aufenthalt in Ostrów regt die Erzählerin in *Pawels Briefe* dazu an, über nationale Identität nachzudenken. Dies passiert jedoch erst, als sie in Polen angekommen ist und über die Komplexität ihrer Identität nachdenkt (Stimmel 159). Die Bewohner Ostróws betrachten die Erzählerin und ihre Familie als Juden und nicht als Polen, obwohl die Erzählerin und ihre Mutter bis 1953 die polnische Staatsbürgerschaft besaßen: „Polen waren wir nirgends und für niemandem, obwohl wir alle mehr polnische Anteile als jüdische haben“ (*Pawels Briefe* 108). Es überrascht die Erzählerin, weil sie sich nie mit Pawels jüdischer Vergangenheit identifiziert hat. Dies kann damit verbunden sein, dass sie als Reisende Fragen über die jüdischen Bewohner der Stadt stellt und ihre jüdischen Verwandten sucht. Es scheint, dass keiner der Polen auf die Idee gekommen ist, nach ihren polnischen Wurzeln zu fragen. Deswegen ordnen sie die Tochter und ihre Mutter entweder als Deutsche oder Juden ein.

Pawels Briefe brachte viele Kontroversen und Kritik mit sich. Ein Kritikpunkt, der in der Fachliteratur diskutiert wird, ist dass Monika Maron das Buch geschrieben habe, um ihre ehemalige Mitarbeit für das Ministerium für Staatssicherheit zu relativieren. Die Autorin hat in den 70er Jahren zwei kurze Reiseberichte für das Ministerium geschrieben. Corina Carduff schreibt über die Reise nach Polen in *Pawels Briefe* folgendes: „Diese Spurensuche zeigt vor allem eines: Das Begehren nach dem Ort der Juden, dem Ort der Opfer, vor denen die Autorin mit ‘Verehrung‘ steht“ (*Rollenwechsel* 99). Carduff behauptet, dass Maron sich den Großvater ausgedacht hat und sich in die Opferrolle versetzt, um die möglichen negativen Konnotationen ihrer Stasi-Mitarbeit zu vermindern. Monika Maron nennt den Vorwurf eine „angehäufte Ungeheuerlichkeit“ (100). Sie spricht sich gegen den Vorwurf aus und betont, dass ihr jüdischer Großvater schon in früheren Werken von ihr beschrieben worden ist. In *Pawels Briefe* identifiziert sich die Erzählerin mit ihrem Großvater: „Wir, mein Großvater und ich, weil ich nach ihm und nur

nach ihm kam, waren eben ein bisschen anders, ein bisschen unpraktisch, dafür verträumt und zu spontanen Einfällen neigend, nervös, ein bisschen verrückt“ (Maron *Pawels Briefe* 63). In ihrem ersten Roman *Flugasche* ist die Beschreibung von Pawel fast identisch: „Die Verrücktheit des Großvaters war verlockend“ (*Flugasche* 9). Hier gibt es wie in *Pawels Briefe* den Vergleich zwischen der Erzählerin und Pawel: „Bald nach meinem Entschluß, die Verrücktheit des Großvaters geerbt zu haben, konnte ich schon die Symptome an mir beobachten [...]“ (9). Anhand dieser Beispiele kann man erkennen, dass Carduffs Vorwurf, dass Maron aufgrund ihrer Stasi-Tätigkeit einen jüdischen Großvater erfunden habe, nicht gerechtfertigt ist, da er schon im Roman von 1981 dargestellt wurde.

In *Pawels Briefe* sieht man deutlich, wie sich die Erzählerin von ihrer Mutter, die ihr Leben dem Sozialismus gewidmet hat, auseinandersetzt. Die Erzählerin ist der Auffassung, dass sie sich von dem Rest ihrer Familie ebenfalls unterscheidet. Vor allem Hella und sie sind ihrer Meinung nach grundverschieden. In ihrem Artikel „Monika Maron's *Pawels Briefe*: photography, narrative, and the claims of postmemory“ analysiert Jonathan Long die Fotos, die in *Pawels Briefe* zu finden sind. Long bemerkt, dass in dem Buch zum Beispiel ein Foto von dem biologischen Vater von Maron fehlt, was laut Long eine genealogische Lücke kreierte, in die die Autorin ihren Großvater als „the only father she is willing to acknowledge“ (Long 155) platziert. Obwohl die Interpretation von Fotografien im Allgemeinen als sehr subjektiv betrachtet werden kann, ist die Auswahl der Fotografien in *Pawels Briefe* nicht zufällig. Die Analyse der Bilder durch Long bringt weitere Informationen über Pawel hervor. Auf den Fotos ist er zum Beispiel alleine dargestellt, während Hella auf den Fotos immer mit anderen Familienmitgliedern zu sehen ist, was auf die Isolierung Pawels von dem Rest der Familie hinweist (156). Auch Pawels Gesichtsauszüge passen nicht zu dem Rest der Familie, besonders im Vergleich zu Hella, die ihrer Mutter ähnlich ist. Long

vermerkt, dass der Großvater vom Aussehen her eher Monika Maron ähnelt (156). Wenn man die Bilder aus dem Buch vergleicht, sieht man diese Theorie bestätigt.

Auf der Suche nach ihrer Identität positioniert sich die Erzählerin in *Pawels Briefe* als eine Gegnerin des kommunistischen Systems. Obwohl die Erzählerin die kommunistischen Ansichten ihrer Mutter kritisiert, äußert sie sich ganz anders zu Pawels Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei Deutschlands. Sie schreibt, dass sie es nicht versteht (*Pawels Briefe* 59). Pawel als Kommunist passt nicht zu ihrem Bild von dem Großvater, den sie in dem Buch präsentiert. Für sie ist er Nonkonformist und Individualist, sie idealisiert ihn und will ihr Bild von ihm nicht ändern. Daher gibt es eine große Diskrepanz zwischen dem kritischen Bild von Hella und dem idealisierten von Pawel. Die Erzählerin versucht ihren Großvater zu verstehen und denkt, dass seine Mitgliedschaft nicht unbedingt mit seinen politischen Ansichten gleichzustellen ist.

Eine Rolle spielt in der Identitätssuche in *Pawels Briefe* auch die Sprache. Die Erzählerin hofft, dass Hella sich während der Reise nach Polen an die polnische Sprache erinnert. Sie hat den Wunsch, dadurch neue Informationen über die Familie zu bekommen, weil die Sprache in Hella neue, vergessene Erinnerungen erwecken könnte. In ihrer Kindheit sprach Hella nur Polnisch. Die Hoffnung der Erzählerin wird jedoch enttäuscht, denn das einzige, an das sich die Mutter erinnern kann, sind „ein paar polnische Flüche, die ihre älteren Brüder ihr siebzig oder fünfundsiebzig Jahre vorher einmal beigebracht hatten“ (*Pawels Briefe* 108). Hier scheitert also ein Ziel der Reise.

Sprache ist auch in *Vielleicht Esther* ein wichtiger Aspekt der Identität, besonders weil Petrowskaja sich entschieden hat, das Buch nicht in ihrer Muttersprache zu schreiben, sondern es auf Deutsch zu verfassen. In Interviews wurde sie oft gefragt, warum sie sich für die deutsche Sprache entschieden habe. Im Gespräch mit „Die Welt“ erklärt Petrowskaja, dass sie, wenn sie ihr Buch auf Russisch geschrieben hätte, in einen Diskurs von Sieg und Opferbereitschaft geraten

wäre. Das wollte sie vermeiden (Heimann). Petrowskaja betont: „Von der gleichen Begebenheit in deutschen Worten zu berichten, bedeutete hingegen, sich ein deutsches Gegenüber zu imaginieren. Und so konnte ich davon erzählen, dass die Geschichte von Opfer und Täter für mich passé ist“ (Heimann). Obwohl sich Petrowskaja durch die Wahl der deutschen Sprache von dem Täter-Opferdiskurs abwenden wollte, wurde ihre Sprachwahl als das genaue Gegenteil interpretiert, nämlich als Beitrag zu dem Täter-Opfer Diskurs. In einem anderen Interview wurde die Autorin zum Beispiel gefragt, warum sie sich für die Täter-Sprache entschieden habe, worauf sie ungeduldig antwortete, dass es für sie keine Täter-Sprache sei und sie sich von dem Diskurs freigesprochen habe (*Im Gespräch*).

Gabriele Eckhart meint, dass das Schreiben in einer anderen Sprache Petrowskaja „the negotiation of her identity after the collapse of the Soviet Union and the discovery of her Jewish roots“ ermögliche und zur Wiedergeburt der Autorin führe (Eckhart 215). Die Erzählerin in *Vielleicht Esther* kennt die Sprachen ihrer Vorfahren nicht: „Ich beherrschte keine der Sprachen meiner Vorfahren, kein Polnisch, kein Jiddisch, kein Hebräisch, keine Gebärdensprache“ (*Vielleicht Esther* 101). Die Dokumente, die sie findet, sind für sie schwer lesbar und oft sind es nur Fragmente, die ihr nicht viel Informationen geben, wie beispielsweise die hebräische Schrift auf dem Straßenpflaster von Kalisz, die sie nicht entziffern kann.

Die Erzählerin sagt: „Nirgendwo habe ich mich so perfekt verloren gefühlt wie hier [...]. Ich dachte auf Russisch, suchte meine jüdischen Verwandten und schrieb auf Deutsch“ (101). Der Ausdruck „perfekt verloren“ kann positiv bewertet werden. Sie schreibt weiter: „Ich hatte das Glück, mich in der Kluft der Sprachen, im Tausch, in der Verwechslung von Rollen und Blickwinkeln zu bewegen.“ Der ständige Wechsel zwischen den Sprachen ermöglicht ihr, die Perspektiven zu wechseln und ihre Identität zu begreifen, die zwischen diesen Sprachen liegt.

Während des Aufenthalts in Warschau hat die Erzählerin eine Schallplatte mit jüdischen Liedern gekauft. Sie sieht drauf den Davidstern und dieser löst in ihr Gedanken über ihre jüdische Identität aus. Ihre Großmutter Rosa, nachdem sie die Schallplatte gehört hatte, fing auf einmal an, auf Jiddisch zu singen: „[...] meine Großmutter, die, solange ich mich erinnern konnte und auch so lange, wie meine Mutter sich erinnern konnte, niemals ein Wort auf Jiddisch gesagt hatte, begann auf einmal, übermütige Lieder in einem obdachlosen Moll zu singen, erst den Worten folgend, ihnen nachgehend, dann sicher im gleichen Schritt und plötzlich den Worten voraus, fröhlich und vorschnell [...]“ (76). Die Schallplatte als Objekt der Erinnerung spielt hier eine sehr wichtige Rolle. Sie öffne „das versiegelte Fenster“ zu der früheren Kindheit ihrer Großmutter. Wäre die Erzählerin nicht nach Warschau gereist und hätte sie die Schallplatte nicht gekauft, hätte sie vielleicht nicht erfahren, dass ihre Babuschka aus „einem Warschau kommt, das es nicht mehr gibt.“ Sie nennt es eine „verlorene Welt“ (76). Sie hat selbst gesehen, dass von dem alten Warschau nichts mehr übrig geblieben ist. Die Erzählerin überlegt sich, was passieren würde, wenn ihre Großmutter in Warschau geblieben wäre, oder wenn sie in irgendein anderes Land ausgewandert wäre.

Auch das Treffen mit Pani Ania in Kalisz ermöglicht der Erzählerin, sich weitere Gedanken über ihre Herkunft zu machen. Pani Ania, die perfektes Englisch spricht, ist eine praktizierende Muslimin. Für die Erzählerin ist sie eine perfekte Ausländerin: „Sie war die perfekte Andere, fremd und doch wie ich, und ich dachte, mit solchen Menschen ist Polen tatsächlich nicht verloren.“ (134). Eckhart meint, dass in dem Moment, in dem die Erzählerin die Geschichte über das Straßenpflaster hört und von dem dahinter steckenden Antisemitismus erfährt, sie sehr emotional reagiert und nicht nur etwas über ihre russisch-deutsche, sondern auch über ihre jüdische Identität

erfährt. (Eckhart 134). Man konnte dagegen sagen, dass es schon vorher passierte, nämlich während der oben erwähnten Reise nach Warschau.

5. OBJEKTE DER ERINNERUNG

Ein wichtiger Teil des *Postmemory* in *Pawels Briefe* und *Vielleicht Esther* sind die Objekte der Erinnerung. Als Teil des künstlichen Gedächtnisses helfen sie den Erzählerinnen das oft mangelhafte menschliche, kommunikative Gedächtnis zu unterstützen und zu komplementieren. Diese sind hauptsächlich Briefe und Fotografien, aber auch andere persönliche Gegenstände, die den verstorbenen Familienmitgliedern gehörten und an sie erinnern. Nachträglich wecken diese die Erinnerungen der Erzählerinnen und ermöglichen ihnen, die Geschichte ihrer Vorfahren zu erleben.

In *Pawels Briefe* findet Hella einen Karton mit Pawels Briefen, die er aus dem Ghetto an seine Familie abgeschickt hat und Briefe seiner Kinder, die sie an ihn und Josefa geschrieben haben. Sie stürzen die Mutter der Erzählerin in Verwirrung, weil sie sich nicht daran erinnern kann: „Sie erfuhr Details, von denen sie, wie ihr schien, nie etwas gewußt hatte und die sie dennoch gekannt haben mußte, denn es war unmöglich, daß sie die Briefe nicht gelesen hatte, so wie es unmöglich war, daß sie die in ihrer eigenen Hand nicht geschrieben hatte“ (*Pawels Briefe* 10). Die Briefe erwecken in Hella keine Erinnerungen. Stattdessen enthalten sie scheinbar neue Informationen, die sie aber schon vorher gekannt haben musste. Die Erzählerin bringt ihre Mutter auf die Reise nach Polen mit, damit sie sich an das Vergessene erinnern kann. Die Orte, die Menschen und selbst die polnische Sprache sollen Hella helfen, ihre Kindheitserinnerungen wachzurufen. Wie aber schon beschrieben, passiert das nicht.

Die Briefe ermöglichen der Erzählerin in *Pawels Briefe* zum ersten Mal, Hella als Pawel und Josefás Tochter zu erleben. In dem Karton gibt es Briefe, die Hella an ihre Eltern geschickt hat. Sie erschaffen der Erzählerin ein Bild von den Großeltern, aus dem sie zu rekonstruieren versucht, wie sie waren: „Nachträglich schaffe ich mir nun die Bilder, an die ich mich, wären meine Großeltern nicht ums Leben gekommen, erinnern könnte, statt sie zu erfinden“ (51). Dies ist ein Teil des *Postmemory*, der nachträglichen Schaffung des Familiengedächtnisses. Sie bekommt durch die Briefe auch ein Bild von Hella's Leben, weil Hella in ihren Briefen den Eltern ihren Alltag beschrieben hat. Sie schrieb viel von Hoffnung und Kleinigkeiten, die ihr viel Freude bereiteten. Hierdurch lernt die Erzählerin ihre Mutter neu kennen.

Briefe tauchen auch in *Vielleicht Esther* auf. Der Urgroßvater der Erzählerin, Ozejel, hatte eine Schule für taubstumme Kinder in Warschau geleitet. Die Erzählerin findet in alten Zeitungen Dankesbriefe von den Eltern der Kinder, die ihm gewidmet wurden. Petrowskaja zitiert die Briefe mit der „gebrochenen Syntax,“ in der sie geschrieben wurden (*Vielleicht Esther* 94-96). Dies verleiht den Briefen Authentizität. In den Briefen beschreiben die Eltern das Glück, das sie erlebt haben, nachdem ihre Kinder angefangen haben zu sprechen. Sie hatten schon die Hoffnung verloren, aber die Lehrer in der Schule konnten den Kindern doch helfen. Für seine Arbeit wurde er aber vom Staat nicht gewürdigt. Die Erzählerin erfährt, dass Ozejel's Schicksal sehr tragisch war. Er wurde der Spionage für Österreich beschuldigt und ins Gefängnis gebracht. Später hat er Warschau verlassen.

Andere Schriftstücke, die in *Vielleicht Esther* zu finden sind, sind die Kochrezepte von Lida, der Tante der Erzählerin. In den Rezepten benutzt die Tante die Anrede Du und die Erzählerin liest sie, als ob sie an sie selbst adressiert wurden (32). Die Rezepte regen die Erzählerin zum Nachdenken über Lida's Leben an. Sie hat erst nach dem Tod der Tante bemerkt, dass es

Rezepte von jüdischen Gerichten sind. Die Tante hat nie über sich selbst als Jüdin gesprochen. Die Erzählerin versteht, dass „ausgerechnet sie, die nichts mit den ganzen Schmerzen zu tun haben wollte, dass man Jude sagt und sofort an Gräber denkt, und die, weil sie noch lebte, keine Jüdin sein konnte [...]“ (32). Sie hat selbst nie gesagt, dass es jüdische Rezepte sind; sie waren ein Teil der ukrainischen Küche bei der Erzählerin zu Hause.

In *Pawels Briefe* sind neben den Briefen die Fotos eine wichtige Quelle. Sie verleihen dem Text Authentizität. Die Fotos sind mit kurzen Unterschriften versehen, was sie zu einem Familienalbum macht (*Gedächtnis und Geschichte* 159). Sie passen thematisch zu den Stellen in *Pawels Briefe*, an denen sie sich befinden und folgen einer Chronologie der Familiengeschichte, mit der Ausnahme der Bilder von Pawel und Josefa. Diese kommen als erste im Buch vor, weil die Großeltern der Erzählerin im Fokus der Familiengeschichte stehen.

Obwohl eine Chronologie bei der Darstellung der Bilder besteht, bemerkt Eigler, dass sie keine rein illustrative Funktion in dem Text besitzen. Sie sind dem Text nicht einfach untergeordnet, und erscheinen auch nicht als „Fremdkörper, die den Erzählprozess unterbrechen“ (160). Nicht alle Bilder werden beispielsweise in dem Text kommentiert. Trotzdem sind sie ein Teil des Rekonstruktionsprozesses der Familiengeschichte und ein „Zeichen für die Schwierigkeit die Familiengeschichte anhand spärlicher Zeitdokumente zu rekonstruieren“ („Nostalgisches und Kritisches“ 164). Jeder kann die Fotos anders interpretieren und obwohl sie helfen, die Familiengeschichte wieder herzustellen, reichen sie nicht, um sie völlig zu rekonstruieren. Sie können sogar falsche Informationen übertragen oder zu Verwirrung führen. Ein Beispiel davon ist das Foto des Urgroßvaters der Erzählerin. Auf dem dargestellten Bild hält er seine Hand auf ein Buch, was darauf hinweisen könnte, dass er ein Gelehrter ist oder wenigstens ein Mann, der lesen kann. Aus der Geburtsurkunde des Großvaters erfährt die Erzählerin aber, dass ihr Urgroßvater

Analphabet war (*Pawels Briefe* 27). Die Quellen geben also oft widersprüchliche Informationen, die den Erinnerungsprozess erschweren.

Die meisten Fotos kommen in *Pawels Briefe* zweimal vor, indem ein Teil von dem Foto fokussiert wird und wieder abgebildet. Die Fokussierung von einigen Fotos wird auch in *Vielleicht Esther* verwendet. In *Pawels Briefe* ist es zum Beispiel eine Person aus einem Gruppenfoto, die einzeln dargestellt wird, oder von einer abgebildeten Person werden im fokussierten Foto die Hände gezeigt. Mit der Fokussierung machen die Autorinnen den Leser auf bestimmte Aspekte auf den Fotos aufmerksam. Ein Beispiel ist das erwähnte Foto von dem Urgroßvater der Erzählerin. Der Leser sieht das Bild von ihm und zwei Seiten später folgt das Foto mit seiner Hand auf dem Buch, das gegen seinen angeblichen Analphabetismus spricht. Hände werden auch auf zwei anderen Bildern in *Pawels Briefe* hervorgehoben. Auf einer Aufnahme spült Josefa das Geschirr und man sieht ihre Hände bei der Arbeit. Wie Hella sagt, war Josefa zu Hause immer sehr beschäftigt und wurde mit Alltagsorgen belastet, jedoch war sie mit ihrem Mann und ihren Kinder glücklich (*Pawels Briefe* 54). Die Fokussierung auf Josefes Händen unterstreicht ihre unterstützende Rolle als Ehefrau und Mutter in dem Familienhaushalt. Die andere Fokussierung auf Hände symbolisiert die Liebe zwischen und den Zusammenhalt von Josefa und Pawel. Sie sitzen eng nebeneinander auf der Bank und Josefa hält Gartenblumen in der Hand. Josefa hätte in Deutschland bleiben können, als Pawel nach Polen ausgewiesen wurde. Sie entschied sich aber dafür, ihn zu begleiten.

Die ersten Fotos, die in *Pawels Briefe* abgebildet sind, sind die Porträts von Josefa und Pawel. Für die Erzählerin sind sie eine Grundlage für die Erinnerung an ihre Großeltern, die für sie immer schwarz-weiß sind, wie die Fotografien. Wenn ihre Mutter von Josefa und Pawel erzählt, gelingt es der Erzählerin nicht, sich ihre Großeltern in Farbe vorzustellen: „Immer schieben sich

in Sekunden die schwarzweißen Fotogesichter über die farbigen Elemente“ (18). Sie hatte sich sogar vorgestellt, dass Pawel rote Haare hatte, weil einige Bilder von ihm, die sie sah, einen braunen Stich hatten. Von Hella erfährt sie aber, dass er sehr dunkle Haare hatte. Dies zeigt, wie sehr Fotos das Bild ihrer Verwandten beeinflussen können.

Auf einem der Bilder, das in den 20er Jahren gemacht wurde, ist die ganze Familie abgebildet. Es ist eine Aufnahme aus einem Fotostudio, das für die Immigrationsbehörde gemacht wurde. Die Familie wollte mit einem Onkel in die USA einwandern. Der Onkel starb aber plötzlich und der Plan scheiterte. Das Foto dokumentiert einen Zeitpunkt, an dem die Familiengeschichte einen ganz anderen Weg hätte nehmen können. Die Erzählerin überlegt sich, wie das Leben der Familie aussehen würde, wenn sie ausgewandert wäre und so dem Tod während des Krieges entkommen wäre.

Ein anderes bedeutendes Foto ist die gemeinsame Aufnahme von Josefa und Pawel nach der Abschiebung nach Polen. Das Foto gewinnt durch das Schicksal des Ehepaares an Bedeutung. Wie Hirsch betont, haben die Fotos von Leuten die später Opfer des Holocaust wurden, eine besonders emotionale Wirkung auf die nächsten Generationen (*Family Frames* 19-20).

In *Pawels Briefe* wird auch eine Postkarte abgebildet, die von Pawel an Hella adressiert ist. Der Leser kann aber aufgrund der geringen Größe des Bildes den Text nicht lesen. Das Ziel der Postkarte ist es also nicht, den Leser über den Inhalt zu informieren; aber sie verleiht dem Buch jedoch Authentizität. Die Hitler-Briefmarke auf der Postkarte wird in einer Vergrößerung zusätzlich gezeigt. Es steht darauf der Name der Stadt, in der sich das Ghetto befand, in dem Pawel gewesen war: Belchatow. Die Postkarte ist auf Juli 1942 datiert, was heißt, dass es eine der letzten Nachrichten gewesen sein musste, die er vor seinem Tod an seine Familie geschickt hatte. Das Ghetto wurde im August 1942 liquidiert. Ein anderes Bild ist das Foto von dem Grab von Josefa.

Auf dem Eisenkreuz steht 1947 als das Jahr ihres Todes, was vermutlich ein „Irrtum des Malers“ ist, weil Josefa bereits 1942 gestorben ist (*Pawels Briefe* 94). Das Grab liegt in Kurow und es wundert den Leser, dass die polnischen Verwandten, die sich um das Grab gekümmert haben, den Fehler nicht haben korrigieren lassen. Dieser Irrtum ist ein Beweis dafür, dass man die Fotos nicht immer als wahrheitsgetreue Dokumente betrachten sollte.

In *Vielleicht Esther* gibt es deutlich weniger Bilder als in *Pawels Briefe*. Trotzdem spielen sie eine wichtige Rolle. Sie haben keine Unterschriften, aber sie sind im Text an den Stellen platziert, an denen über das Abgebildete gesprochen wird. Es gibt wenige Fotos von den Familienmitgliedern. Wir sehen als erstes Tante Lida, die ältere Schwester ihrer Mutter, die als junge Frau sehr schön war und als „antike Schönheit des Kiewer Pädagogische[n] Instituts“ galt (*Vielleicht Esther* 31). Die Tante war für die Erzählerin die letzte Person, die sie nach den alten Zeiten fragen hätte fragen können. Nach ihrem Tod hat die Erzählerin verstanden, dass alles was ihr übrig geblieben ist: „Erinnerungsfetzen [sind], zweifelhafte Notizen und Dokumente in fernen Archiven“ (*Vielleicht Esther* 30). Erst in dem Moment war sie aber bereit, die Geschichte ihrer Familie zu erforschen. Da sie mit niemandem in der Familie sprechen konnte, entschied sie sich für die Reise.

Auf einem anderen Foto sieht man eine Schulklasse aus dem Internat für taubstumme Kinder, das von ihrem Urgroßvater Ozjel geleitet wurde. Ozjel hatte sechs Geschwister und alle haben eine solche Schule in einer anderen europäischen Stadt geführt. Auf dem abgebildeten Foto sieht man die Schüler mit zwei Lehrern. Zwei Bildausschnitte werden fokussiert und nochmal abgebildet. Eins davon ist Ozjels, der neben einem seiner Schüler steht. Auf einer anderen Vergrößerung sieht man das Gesicht des anderen Lehrers. An den Stellen, wo sich die Bilder befinden, beschreibt die Erzählerin das Schicksal dieser Personen. Der junge Lehrer hat sich in

eine taubstumme Schülerin verliebt aber seine Eltern haben ihm verboten, das Mädchen zu heiraten. Er hat deswegen Selbstmord begangen. Durch die Fokussierungen macht Petrowskaja den Leser auf die Gesichtsausdrücke aufmerksam, die viele Emotionen übertragen.

Petrowskaja platziert in *Vielleicht Esther* auch Fotos von den Erinnerungsorten. Auf einem Foto sieht man den Grabstein, der auf den Straßen Kalisz zu finden war. Man kann dort ein Fragment der jüdischen Schrift sehen. Die Erzählerin macht Fotos von diesen Fragmenten; sie kann aber nicht lesen, was darauf steht. Es sind nur kleine Fragmente, jedoch kann man die Schrift erkennen. Als Beweis der Authentizität der beschriebenen Dokumente gibt es zum Beispiel auch ein Foto mit einem Fragment eines Zeitungsartikels, in dem ein Verwandter der Erzählerin erwähnt wurde.

Wie Maron in *Pawels Briefe* zeigt Petrowskaja, dass die Fotos keine zuverlässige Quelle sind und zusammen mit anderen Materialien betrachtet werden müssen. Die Erzählerin sucht in Warschau das Waisenhaus, wo sich auch die Wohnung ihrer Verwandten befand. Das Haus existiert nicht mehr, aber sie hofft, es wenigstens auf den Bildern zu finden. Von einem Mitarbeiter des Heritage Center bekommt sie ein Foto, wo angeblich das gesuchte Haus abgebildet ist. Die Mutter der Erzählerin hatte ihr gesagt, dass die Adresse ul. Ciepła 14. lautete. Der Mitarbeiter hat das Foto von einem ehemaligen deutschen Soldaten auf Ebay gekauft und betonte, dass die Erzählerin Glück hatte, dass er es besaß, weil nicht viele Fotos aus den Vorkriegszeiten vorhanden waren. Als die Erzählerin ihre Mutter anruft, teilt sie ihr die Information über das Bild mit. Ihre Mutter sagt ihr aber daraufhin, dass sie die Hausnummer verwechselt hatte, da es 16 nicht 14 sei, und dass es deswegen kein Foto von dem Familienhaus sei. Das Haus Nummer 16 war aber im Hintergrund teilweise sichtbar. Hier sieht man deutlich die Probleme, die mit dem

kommunikativen Gedächtnis einhergehen. Die falschen Informationen können dazu führen, dass es unmöglich wird, das Gesuchte zu finden.

Sowohl auf dem Deckblatt von *Pawels Briefe* als auch von *Vielleicht Esther* ist Schrift abgebildet. Es sind Bilder der von den Autorinnen benutzten Dokumente. Bei Maron ist es wahrscheinlich einer von den erhaltenen Briefen und in *Vielleicht Esther* sind es Notizen, die von ihrer Großmutter Rosa gemacht wurden. Bei Petrowskaja ist es unmöglich, die einzelnen Worte zu erkennen, da Rosa kaum sehen konnte, als sie es geschrieben hat. Dies symbolisiert den langwierigen Weg der Erzählerin bei der Rekonstruktion der Geschichte aus vielen unlesbaren und unvollständigen Dokumenten.

Zu anderen wichtigen Objekten der Erinnerung bei *Vielleicht Esther* gehören die Haarnadeln, die die Erzählerin überall auf der Reise sieht, und die in ihr immer die Erinnerungen an ihre Großmutter Rosa wecken, die sie so auf der Reise begleitet. Ein anderes Beispiel ist die schon beschriebene Schallplatte, die die Erzählerin aus Warschau mitbringt, die ebenfalls Erinnerungen an ihre Großmutter wach werden lässt.

Die beschriebenen Objekte sind ein wichtiger Teil der gesuchten Familiengeschichte und mit anderen Quellen, wie den Gesprächen mit Familienmitgliedern oder Bewohnern der besuchten Städte, bilden sie die Grundlage für die Erinnerungen. Obwohl sie oft zur Verwirrung führen, unterstützen sie letztendlich den ganzen Erinnerungsprozess.

6. SCHLUSSBEMERKUNGEN

Die Erzählerinnen in *Pawels Briefe* und *Vielleicht Esther* reisen in unterschiedliche polnische Orte. Auch die Eindrücke, die die Städte auf sie machen, sind unterschiedlich. In *Pawels*

Briefe sieht man den starken Einfluss der polnischen Stereotype auf die im Buch beschriebenen Polenbilder. Die Erzählerin erwartet in Polen unfreundliche Leute, die ihr keine Hilfsbereitschaft zeigen werden. An dieser Stelle ist zu unterstreichen, dass einige Polen, die sie getroffen hat, im Gegensatz zu ihren Erwartungen sehr hilfsbereit waren, ihr jedoch keine nützlichen Informationen vermitteln konnten. Hier stellt sich die Frage, warum sie der Erzählerin nicht helfen konnten. Ein möglicher Grund ist, dass die Institutionen schlecht ausgestattet sind. Dafür können die Mitarbeiter jedoch nicht verantwortlich gemacht werden. Ein anderer Grund wäre, dass die Menschen absichtlich Informationen verschweigen, und genau diesen Eindruck scheint die Erzählerin nach der Begegnung mit den Polen gehabt zu haben. Sie merkt, dass einige Polen in den Gesprächen über Juden diese sofort auf die Rolle der Deutschen als Täter lenken. In vielen Orten Polens ist das Sprechen über das Schicksal, das den jüdischen Bewohnern während des Zweiten Weltkriegs widerfahren ist, immer noch ein Tabu, weil einige Polen eine Mitschuld an diesem Schicksal tragen. Unabhängig von den Gründen für das Verhalten der Polen, die sie trifft, lässt sich eindeutig festhalten, dass die Erzählerin schon mit der Überzeugung nach Ostrów kommt, dass sie in Polen nichts erreichen wird. Ein Beispiel dafür ist ihre Reaktion auf den Hinweis, dass sie in einem anderen Amt Informationen über ihre Verwandten suchen soll. Sie gibt auf, weil sie nicht glaubt, dass ihr in einem anderen Amt weitergeholfen werden kann. Wichtig ist hier zu beachten, dass die Erzählerin in *Vielleicht Esther* viele Jahre später nach Polen reist. Seitdem hat sich in Polen und in der polnischen Mentalität viel geändert. Vielleicht hätte die Erzählerin in *Pawels Briefe* andere, offenere und freundlichere Menschen in Polen getroffen, wenn sie später hingefahren wäre.

Eine ganz andere Einstellung hat die Erzählerin in *Vielleicht Esther*, wenn sie nach Polen fährt. Dies kann damit in Verbindung gebracht werden, dass sie in der Ukraine aufgewachsen ist und die Ansichten über Polen dort ganz anders sind als die in Deutschland. Die nationalen

Stereotype über das Nachbarland werden nicht genannt. Dagegen wird im allgemeinen ein positives Bild der polnischen Kultur gezeigt. Das erste Polenbild, das ihr vermittelt wurde, wurde von ihrem Vater geprägt. Er liebte die Kultur Polens und selbst die polnische Sprache. Die Erzählerin war stolz, dass ein Teil ihrer Familie aus Warschau kam. Mit dieser positiven Einstellung fährt sie nach Polen.

Beide Erzählerinnen finden in Polen nicht, was sie suchen. Einiges dort enttäuscht sie, einiges überrascht sie und anderes macht sie traurig. Das erste, womit sie in Polen konfrontiert werden, ist der Mangel an Spuren von ihren Familien. Die Städte zeigen kaum mehr jüdische Elemente und die Erinnerung an die Juden wurde kaum aufrechterhalten. Zwar findet die Erzählerin in *Vielleicht Esther* mehrere Dokumente mit Informationen über ihre Familie, sie erfährt jedoch auch, dass dies oft vom Zufall abhängig ist. Würde ihre ganze Familie aus Warschau stammen, fände sie keine Dokumente über sie; hätte der Mitarbeiter das Foto mit dem Haus ihrer Familie nicht gekauft, hätte sie kein anderes gefunden. Vielleicht fehlte dieses Glück der Erzählerin in *Pawels Briefe*. In Marons Buch besucht die Erzählerin zwei kleine Familienorte, in denen sie nach Informationen forscht. Vielleicht hätte sie mehr gefunden, wenn sie in größeren Archiven gesucht hätte. Warschau und das Jewish Genealogy and Family Heritage Center sind ein Beweis für ein gut erhaltenes kulturelles Gedächtnis. Das Heritage Center ist eine Institution, die sich gezielt mit der Geschichte der Juden in Polen beschäftigt. Ohne die Hilfe von dem Zentrum ist es schwierig, Informationen zu der persönlichen Geschichte von den Juden, die vor dem Zweiten Weltkrieg dort gelebt haben, zu finden. Die Geschichte Warschaus wird oft auf zwei tragische Ereignisse reduziert: den Warschauer Aufstand und die Liquidierung des Warschauer Ghettos. Demzufolge verbinden die Leute die Juden immer mit dem Ghetto und denken nicht

daran, was davor da war: Die blühende jüdische Kultur in einer Stadt, in der die Bevölkerung zu 39% aus Juden bestand.

Das Vergessen der Erinnerungsorte ist das größte Problem, das in den von Maron und Petrovskaja präsentierten Polenbildern thematisiert wird. Sowohl in *Pawels Briefe* als auch in *Vielleicht Esther* wird beschrieben, dass die Familienhäuser zerstört wurden und sich die jüdischen Friedhöfe unter irgendwelchen Gebäuden befinden. Wie respektlos mit den Erinnerungsorten umgegangen wurde, zeigt das Beispiel von der Benutzung der Grabsteine für den Straßenbau. Das Vergessen der Orte ist ein langer, schleichender Prozess, der eine Konsequenz von anderen Ereignissen ist.

Die Politik im sozialistischen Polen zielte nicht darauf ab, an die jüdischen Bewohner der polnischen Städte zu erinnern, sondern unternahm das Gegenteil. Deswegen ist es wichtig, dass man das Vergessen der Orte in einem gesamtgeschichtlichen Kontext betrachtet und nicht die Bewohner der polnischen Städte als Individuen dafür verantwortlich macht.

Die Polenreise ist allerdings nur ein Teil des Erinnerungsprozesses in den besprochenen Erinnerungstexten. Daneben gibt es auch die Objekte der Erinnerung und das kommunikative Gedächtnis in dem Familienkreis. Sowohl in *Pawels Briefe* als auch in *Vielleicht Esther* spielen die Fotos und Briefe eine besondere Rolle. Die Erzählerinnen haben dadurch neue Informationen über ihre Familienmitglieder bekommen. Die Kommunikation mit den Familienmitgliedern war oft unmöglich oder sorgte für irreführende Informationen. In *Pawels Briefe* kann sich Hella an vieles nicht erinnern, was ihre Tochter später aus den Dokumenten erfährt. Die Fotos haben diesen Erinnerungsprozess unterstützt, da sich die Erzählerinnen auf diese Weise ihre Vorfahren bildlich vorstellen konnten. Sehr oft erkennen sie das tragische Schicksal ihrer Verwandten durch die eigene Interpretation der Bilder in den Gesichtszügen der Abgebildeten und in den Geschichten,

die die Aufnahmen erzählen. Durch die Fotos von den verstorbenen Familienmitgliedern wird das Trauma an die Erzählerinnen übermittelt.

Das Wissen über ihre Familienmitglieder und das Entdecken neuer Fakten über deren Herkunft haben es den Erzählerinnen zusammen mit der Reise nach Polen ermöglicht, sich mit ihrer eigenen Identität auseinanderzusetzen. Die Reise hat sie sehr beeinflusst, weil die Geschichte ihrer Vorfahren auch so Teil ihrer Geschichte wird, und dies mit ihrer eigenen Identität in Verbindung gesetzt wird. Was sie während ihrer Reise erreichen, ist, dass sie Spuren ihrer Familien in Polen finden, die auch etwas über ihre eigene Herkunft aussagen. Obwohl es für sie nicht möglich ist, die Familiengeschichte zu rekonstruieren und den Familienstammbaum zu vervollständigen, finden sie aber Beweise für die Existenz ihrer polnischen Vorfahren. Nicht mit dem gegenwärtigen Polen sind die Erzählerinnen eng verbunden, sondern mit dem Polen, das davor existierte, d.h., das alte Polen, in dem ihre Vorfahren lebten.

REFERENCES

- Assmann, Aleida. "1998 – Zwischen Geschichte und Gedächtnis." *Geschichtsvergessenheit, Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, edited by Aleida Assmann and Ute Frevert. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1999, pp. 21-52.
- Bluhm, Lothar. "Der polnische Großvater – Zur Ästhetik des Vorbehalts in Monika Marons *Pawels Briefe*." *Deutschland- und Polenbilder in der Literatur nach 1989*, edited by Carsten Gansel and Monika Wolting. Göttingen: V&R unipress, 2015, pp. 37-48.
- Boll, Katharina. *Erinnerung und Reflexion: Retrospektive Lebenskonstruktion im Prosawerk Monika Marons*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2002.
- Eckart, Gabriele. "The Functions of Multilingual Language Use in Katja Petrowskaja's *Vielleicht Esther*." *Glossen*, <http://blogs.dickinson.edu/glossen/archive/most-recent-issue-glossen-402015/gabriele-eckart-glossen40-2015/>. 1st April 2017 Accessed.
- Eigler, Friederike Ursula. *Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende*. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 2005.
- Eigler, Friederike. "Nostalgisches und kritisches Erinnern am Beispiel von Martin Walsers *Ein Springender Brunnen* und Monika Marons *Pawels Briefe*." *German Monitor. Monika Maron in Perspektive. 'Dialogische' Einblicke in zeitgeschichtliche, intertextuelle und rezeptionsbezogene Aspekte ihres Werkes*, edited by Elke Gilson. Amsterdam: Rodopi B. V., 2002, pp. 157-180.
- Gansel, Carsten. "Die andere Seite mit den eigenen Augen sehen? oder Warum Versuche der Einfühlung misslingen (müssen)." *Literarische Polen- und Deutschlandbilder in der Diskussion. Deutschland- und Polenbilder in der Literatur nach 1989*, edited by Carsten Gansel and Monika Wolting. Göttingen: V&R, 2015, pp. 19-37.

- Heimann, Holger. „Die deutsche Sprache kam einer Befreiung gleich.“ *Die Welt*,
<https://www.welt.de/kultur/literarischewelt/article117810166/Die-deutsche-Sprache-kam-einer-Befreiung-gleich.html>. 1st April Accessed.
- Hirsch, Marianne. “The Generation of Postmemory: Writing and Visual Culture after the Holocaust.” *Poetics Today*. vol 29, no. 1, 2008, pp. 103-127.
- Hirsch, Marianne. *Family Frames. Photography, Narrative and Postmemory*. Cambridge: Harvard University Press, 1997.
- „Im Gespräch. Katja Petrowskaja: *Vielleicht Esther*.“ *BR*,
<http://www.br.de/mediathek/video/sendungen/lesezeichen/lesezeichen-gespraech-230.html#&time>. 1st April Accessed.
- Long, Jonathan. “Monika Maron’s *Pawels Briefe*: Photography, Narrative and the Claims of Postmemory.” *German Memory Contests: The Quest for Identity in Literature, Film, and Discourse since 1990*, edited by Anne Fuchs, Mary Cosgrove and Georg Grote. Rochester: Camden House 2006. pp. 147-168.
- Maliszewska, Margaret. “Die Reise nach Polen in Jeanette Landers *Die Töchter* und Monika Marons *Pawels Briefe*.” *Seminar: A Journal of Germanic Studies*. vol 3, no. 45, 2009, pp. 223-237.
- Maron, Monika. „Rollenwechsel: Über einen Text und seine Kritiker.“ *Quer über die Gleise. Essays, Artikel, Zwischenrufe*. Frankfurt am Main: S. Fischer, 2000, pp. 95-116.
- Maron, Monika. *Flugasche*. Frankfurt am Main: S. Fischer, 1988.
- Maron, Monika. *Pawels Briefe*. Frankfurt am Main: S. Fischer, 1999.
- Petrowskaja, Katja. *Vielleicht Esther*. Berlin: Suhrkamp, 2014.

Stimmel, Joanna K. "Holocaust Memory between Cosmopolitanism and Nation-Specificity:

Monika Maron's *Pawels Briefe* und Jaroslaw Rymkiewicz *Umschlagplatz*." *The German Quarterly*, vol. 2, pp. 151-171.

Zimniak, Pawel. "Literarische Polenbilder in der deutschen Nachkriegsliteratur: Zur Raumperformativität zwischen dem Eigenen und dem Fremden." *Seminar: A Journal of Germanic Studies*, vol. 3, no. 45, 2009, pp. 238-254.